

(Nachdruck verboten.)

## 183 Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franko.

„Was war mir, was ist geschehen?“ fragte er, ohne sich von der plötzlichen, sonderbaren Katastrophe so recht Rechenschaft ablegen zu können. „Gestern bin ich doch aus Bosnien heimgekehrt! Gestern, gestern noch, war ich ja glücklich, so glücklich wie noch nie in meinem Leben! Ich fragte sogar den Herrgott, warum er mir so viel Glück bescheerte! Ich Dummkopf, ich Dummkopf! Wie konnte ich ahnen, wie voraussehen, daß mein ganzes Glück nur Täuschung, nur Fata morgana, nur eine Seifenblase war? Und die Seifenblase zerstob. Was nun?“

Der Hauptmann war warm gekleidet, auch ziemlich abgehärtet; doch fühlte er, daß in diesem Augenblicke eine schreckliche Kälte sein ganzes Wesen durchdrang, ihm bis ins Herz und ins Gehirn stieg und ihm große Schmerzen bereitete. Und er begann wieder, wie ein verfolgtes Wild, eilig weiter zu gehen, bei dem Landtagsgebäude vorbei auf die Mickiewicz-Gasse, dann hinauf zur ruthenischen Jur-Kirche. Erst auf dem Jur-Platz blieb er stehen und holte tief Athem. Dann begannen seine Gedanken wieder zu arbeiten. Er rief sich die vor kurzem im Kasino durchlebte Szene ins Gedächtniß.

„Was wollen sie denn von mir? Wofür strafen sie mich? Ich habe ihnen doch nichts Schlechtes angethan! Die Niederträchtigen, die Elenden! Mich so ins Herz zu treffen, mich erst moralisch und dann physisch zu vernichten! Denn offenbar ist es das, wonach sie streben. Sie verleumdete meine Frau, bewarfen sie mit Schmutz, was mir am heiligsten ist. Sie haben ja eine wahre Verschwörung gegen mich angezettelt. „Wenn Du, Redlich, es nicht übernehmen willst, so ist jeder von uns bereit es zu thun.“ Das waren doch ihre Worte. Man hatte mir eine Falle gestellt, mich umringt, um ganz sicher zu sein, daß ich nicht entkomme. Diesen Dummkopf, den Redlich, schickte man mir mit Absicht ins Haus, daß er mich provoziert, beleidigt, und so in die Falle lockt. O, die Elenden, die Elenden, die Judasöhne! Aber wartet nur, so leicht laß ich mich nicht vernichten. Ich werde kämpfen, mit den Zähnen mich wehren, so leicht werdet ihr nicht triumphieren!“

Er richtete sich hoch auf, warf einen haßerfüllten Blick auf das Häusermeer, das nur hier und da von flackernden kleinen Lichtern und entferntem Wagengerassel belebt zu seinen Füßen sich ausbreitete, zog dann den Säbel aus der Scheide und durchschnitt damit die Luft, daß es laut pff. Dann versorgte er wieder den Säbel und lehrte leichten Schrittes und mit erhobenem Haupte durch die Mickiewiczgasse vor das Landtagsgebäude zurück.

Plötzlich jedoch blieb er betroffen auf halbem Wege stehen, das graufige Ungeheuer, das ihn von dem Augenblick, da er das Kasino verlassen, unablässig verfolgte und von weitem bedrohte, versenkte ihm jetzt erst seine Krallen in die Brust. Es war dies ganz unmerklich, ganz unerwartet geschehen. Er war eben ruhiger geworden, der Entschluß, sich morgen an den gegen ihn verschmorenen Offizieren zu rächen, schien ihm Kraft und Sicherheit zu verleihen. Und in dieser Gemüthsverfassung kam ihm der Gedanke: Ich will nach Hause gehen.“ In diesem Augenblicke spürte er die Pranke des Ungeheuers, fühlte er einen ungeheuren Schmerz in der Brust und sah das Todtenantlitz der Verzweiflung ihm grauenhaft ins Auge blicken.

„Nach Haus? Wozu denn? Was habe ich dort zu suchen?“ Diese Gedanken knarnten in seinem Kopfe, wie die Angeln einer Thüre, die in den Höllenschlund führte. Die unterirdischen Höhlen, wo einst die Menschen unter raffinierten Tortur-Werkzeugen Folterqualen gelitten, waren Orte des Vergnügens und der Erholung, im Vergleich mit dem Höllenabgrund, der jetzt seinen Rachen in der Tiefe seiner Seele öffnete.

Seine Frau sollte ja ein Ungeheuer, ein Vampyr sein, der sich von Menschenblut nährte. Dieses schöne, unschuldige, liebende und geliebte Wesen ist eine Teufelin, die Mitschuldige jenes Satans in Weibsgestalt. Redlich hatte es ihm gesagt, der Mann, den er noch nie auf einer Lüge

ertappt, der gewissenhafte Mann, der so fürchterliche Verdächtigungen nicht in die Luft hinein schleudern würde, der Mann, der sein Schulkollege und treuester Freund war. So mußte es also wahr sein? O, dann fluche ich dem Tag, an dem ich geboren, der Stunde, in der man mich zum ersten Mal ein menschliches Wesen nannte! Dann giebt es keine größere Schande in der Welt, als Mensch zu sein!

Der Hauptmann zitterte wie im Fieber. Nach einem halbständigen planlosen Herumläufen fand er sich plötzlich auf der Bäckergasse gegenüber dem Hause, in dem seine Wohnung war.

Im Fenster des Schlafzimmers brannte Licht; der Hauptmann stand auf der entgegengesetzten Seite der Straße am Trottoir und schaute in das Licht hinein.

„Sie wartet auf mich“ — flog's ihm durch den Sinn. Die Gedanken eilten ihm chaotisch, wie welcke, vom Herbstwind getriebene Blätter durch den Kopf.

„Und die Kinder, meine Kinder nennen sie Tante — diese . . . diese . . .“

Er knirschte mit den Zähnen. Von furchtbarem Zorn übermannt stürzte er auf das Hausthor zu. Er riß heftig an der Glocke, um den Hausmeister zu wecken und eiligst in's Schlafzimmer zu dringen; dort wollte er sie zwingen, ihre Schuld einzugestehen und dann sie erwürgen, mit seinen Zähnen in Stücke reißen, und zwar sogleich, an Ort und Stelle! Das war seine Idee. Kaum jedoch hatte er sie bis zu Ende gedacht, als er selbst vor ihr erschrak, vom Hausthor auf die andere Seite des Trottoirs wegprang und wie ein Feigling eilig davonlief, daß der Hausmeister ihn nicht erblicken, erkennen und zum Eintreten zwingen sollte.

Nein! Nicht um alle Schätze der Welt konnte er jetzt in seine Wohnung treten! In der Gemüthsverfassung, in der er sich befand, hätte er sicher Angela oder sich selber getödtet.

Glücklicherweise hatte die Glocke nach Lemberger Art den Dienst versagt, oder der Hausmeister vielleicht das einmalige Läuten überhört, kurz das Thor blieb verschlossen. Nach einigen Augenblicken tödtlicher Angst, die der Hauptmann versteckt an der Straßenecke zugebracht, zitternd und wie ein Dieb nach allen Seiten herumspähend, begann er ruhiger zu werden und über sein Verhältniß zu Angela kühler nachzudenken.

„Und sie erwartet mich!“ setzte er den unterbrochenen Gedankenlauf fort — „sie ist unruhig, sie wundert sich, warum ich nicht komme. In früheren Zeiten weinte sie, wenn ich sie so spät allein ließ. Jetzt muß sie daran gewöhnt sein. Und noch an manches andere hat sie sich gewöhnt! Was Redlich von ihr gesagt, das ist ja vollständig wahr! Ich fühle das mit meiner Seele, mit meinem ganzen Wesen. Dieses Gefühl bringt Wahnsinn über mich! O Unglück! O Verzweiflung! Er sprach doch von Beweisen! So weit hat es also meine geliebte, vergötterte Frau, die Mutter meiner Kinder gebracht! Nein, das kann ich unmöglich ertragen! Jetzt, gleich, auf der Stelle müssen wir abrechnen — für immer! So, oder so, zusammenleben können wir ohnehin nicht mehr.“

Und er schritt wieder auf das Hausthor zu. Kaum war er jedoch bis in die Mitte der Straße gekommen, als er den leuchtenden Athem und die schweren Tritte des Hausmeisters zu hören glaubte, der ihm das Thor öffnen wollte. Gleichzeitig fiel ein Lichtstrahl aus Angela's Fenster auf die Straße; in diesem milden, schwachen Licht, das durch das dicke bewegliche Netz wirbelnder Schneeflocken dringend eine blaßrothe Färbung erhielt, sah seine erregte Phantasie das Spiegelbild einer Blutlache — und von wahnsinnigem Schreck erfaßt, ohne weitere Ueberlegung und ohne sich umzusehen, lief er säbelklingend vom Hausthor fort, die Bäckergasse hinauf und bog in ein Seitengäßchen. Ein Polizeimann, der an der Straßenecke stand, sah den davon-eilenden Offizier, und in der Meinung, daß etwas geschehen war, was seine Intervention erforderte, begann er, ihm nachzueilen. Als der Hauptmann das merkte, bog er in die dunkle St. Antonsgasse und eilte den Berg hinauf.

„Herr! Herr! warten sie doch!“ rief der Polizeimann, der sah, daß er ihn nicht einholen konnte. Doch der Hauptmann hörte sein Rufen nicht. Der Polizeimann pff, um die Hilfe seiner Kollegen anzurufen, doch andere Polizeimänner besanden sich nicht in der Nähe, und der Pff verhallte ohne Echo.

Inzwischen war der Hauptmann in die Schützengasse gelangt. Athemlos machte er in einem dunklen Winkel Halt, wo er auf zehn Schritt Entfernung nicht bemerkt werden konnte; er holte tief Athem und versuchte wieder, den abgerissenen Gedankenfaden weiter zu spinnen. Diesmal war aber seine Gedankenrichtung eine gerade entgegengesetzte als vorher.

„Wie sie mich liebt, und wie sie die Kinder liebt! Das merkt man an jeder ihrer Bewegungen, aus jedem Worte, aus jedem Briefe! Liebe und bodenlose Verderbtheit, können die Hand in Hand gehen? Und ist ihre Verderbtheit, sind ihre Verbrechen wirklich erwiesen? Sie hat mich gewarnt, dem Gerichte keinen Glauben zu schenken. So war es also auch zu ihr gedrungen! Sie beschwor mich, die Armee zu verlassen und ich Esel, konnte nicht begreifen, warum sie es verlangte. Jetzt erst ist mir alles klar, jetzt, wo der Schlag gefallen, wo ich mich nicht mehr zurückziehen kann. Ich wollte mich diesem Schmutz entziehen, der Gesellschaft dieser Leute entziehen, die vom Leben der Allgemeinheit abgetrennt, an Müßiggang gewöhnt, durch und durch verdorben sind und auch Verderbniß um sich her verbreiten. Vielleicht hatte sie sogar von der Verschwörung erfahren, die gegen mich angezettelt wurde. Der nervöse Anfall, die Angst um die Kinder, das fieberhafte Bestürmen um meine Demission... O ich mußte blind sein, daß ich das nicht gleich erkannte! Um mich hatte sie sich geängstigt, mein Glück, meine Ruhe lag ihr am Herzen! Doch warum hatte sie mir nicht deutlich gesagt, um was es sich handelte? Warum? O ja, ich verstehe sie wohl! Sie kennt nur allzugut meine dumme, eigenwillige, vorurtheilsvolle und zu Verdächtigungen geneigte Natur; Sie wußte, daß ich ihr nicht geglaubt, sie, Gott weiß warum, verdächtigt hätte. Sie glaubte, daß es ihr gelingen wird Zeit zu gewinnen und mich für die bittere Wahrheit vorzubereiten. Und ich Esel, ich habe alles verdorben. Nun muß ich's tragen...“

(Fortsetzung folgt.)

## Handwerkerloos im alten Egypten.

In Egypten, dessen Gemeinwesen auf einer feudalen Organisation des Grund und Bodens basiert war, findet sich schon vor 5000 Jahren eine beträchtliche Anzahl halbfreier Handwerker, die unter der Aufsicht von königlichen Aufsehern Arbeiten, besonders staatliche Bauarbeiten auszuführen hatten. Ueber die Lage dieser Leute entnehmen wir einem Werk des belgischen Soziologen de Greef: „Evolution des Croyances et des Doctrines politiques“, folgende Einzelheiten: „Die Lebenshaltung der gewöhnlichen Professionsarbeiter — es gab u. a. Schmiede, Steinhauer, Maurer, Weber und Schuhmacher — war eine äußerst niedrige. Der in Naturalien gezahlte Lohn war sehr gering, das Essen von der düstlichsten Qualität. Sehr primitiver Natur war auch das Werkzeug; das eigentliche Arbeitsinstrument war der Mensch selbst. Der Bäcker knetete den Teig mit seinen Fäßen; der Maurer verwendete seinen Mörkel mit bloßen Händen. Alles in allem war die Lage dieser Menschenkategorie eine nicht viel weniger bedauernswürthe, wie die wirklicher Sklaven. Es ist daher wohl auch begreiflich, daß der ständige gleichartige Druck der Lebensbedingungen, dem sie ausgesetzt war, ein gewisses Solidaritätsgefühl unter den einzelnen Arbeitsgenossen erzeugen mußte, und daß schließlich Versuche gemacht wurden, eine Besserung des eigenen Loses herbeizuführen.“

Der Naturallohn, berichtet de Greef, wurde fast ausschließlich in Form von Getreide oder Brot geliefert. Die Ausbändigung geschah am ersten jeden Monats, und der obrigkeitlichen Verordnung entsprechend sollte der vertheilte Vorrath bis Ende des Monats vorhalten. Aber schon gegen Mitte desselben begann es am Nöthigsten zu fehlen. Da begann auch die Unzufriedenheit: „Wir haben Hunger und es sind noch 18 Tage bis zum nächsten Monat!“ murmelten die Männer. Die Arbeit wird unterbrochen, die Hungerleider verlassen die Arbeitsstätten und rotten sich auf einem öffentlichen Platz in der Nähe eines Tempels oder Denkmals zusammen. Die Aufseher kommen ihnen nachgelaufen; die Polizeibeamten des Bezirks und die Richter der Umgebung begeben sich zu ihnen, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Oft gelingt es, sie durch gute Worte zur Rückkehr zu bewegen; zuweilen aber wollen sie nichts hören und entgegenen: „Wir kommen nicht wieder; geht und sagt es Euren Austraggebern, die daheim versammelt sind und beraten!“

Jene Austraggeber, führt der Verfasser (immer in enger Anlehnung an den Text uns überkommener ägyptischer Urkunden) weiter aus, mußten wohl manchmal zugestehen, daß die Klagen der Leute begründet waren: „Wir sind vom Hunger gequält und leiden Durst; wir haben keine Kleider mehr, wir haben kein Del mehr; wir haben keinen Fisch mehr, noch Gemüse! Seht hin und sagt's dem Pharaon, unsern Herrn; schickt hin zum Könige, unserm Meister, daß er uns die Mittel gebe zum Leben...!“

So klang das Gewir der Stimmen durcheinander. Dann schritt wohl der Richter ein, überbrachte dem Könige die Beschwerden, und es wurde eine Exaration vertheilt. Aber das geschah nur im Nothfalle. Wohl lagen in den Speichern des Königs und der Tempel reiche Schätze aufgehäuft; jedoch nur dann wurde von dem Uberschuß des letzten Monats ein Theil an die Hungenden abgegeben, wenn diese sich anschieden, die Magazine zu plündern. Bei solchen Anlässen schritten natürlich auch jedesmal die Richter und Magistratsbeamten ein, um der Räuberei zu wehren und Gericht zu halten.

Nachdem, was vorausgeht, kann von einigermaßen humanen Beziehungen zwischen jener Kategorie von Handwerksleuten und der Klasse der Fürsten und Feudalherren sicherlich nicht die Rede sein. Die halbfreien, das heißt ihren Herren dem Wortlaut des Gesetzes nach nicht zu eigen gebörenden Professionsarbeiter wurden hart geschunden und ausgebeutet. Es ist aber interessant zu erfahren, wie die großen Herren es angingen, um vor der Nachwelt womöglich — und namentlich in bezug gerade auf die Behandlung ihrer Untergebenen — im rosigsten Lichte zu erscheinen: Sie ließen sich ihre Verdienste und Tugenden schriftlich von den weltlichen und geistlichen Beamten bestätigen. Jeder Todte aus der Klasse der Feudalherren bekam ein Erbauungs- und Gebetstest, das sogenannte Todtenbuch, mit in den Sarg, und in diesen fanden sich meist folgende schöne Inschriften: „Ich habe niemals von einem Vorarbeiter mit seinen Leuten mehr Arbeit verlangt, als er rechtlich ausführen mußte!“ „Ich habe niemand ausgehungert!“ „Ich habe kein Gut erworben durch Betrug!“ „Ich habe kein falsches Maß gegeben beim Wiegen des Getreides!“ „Ich habe um keines Fingers Werth betrogen!“ „Ich habe nicht die Quellen des Wassers verstopft!“ „Ich habe kein Wächlein gehemmt in seinem Laufe!“

Ein Fürst, der höchste Verwaltungsbeamte eines Landesgebietes, ging noch weiter in seinen Lobeserhebungen: „Ich war ein Herr voller Güte und Liebenswürdigkeit; ein Gouverneur, der sein Land liebt. Niemand wurde durch meine Schuld das kleinste Kind betriibt, niemals eine Wittve mißhandelt. Niemand habe ich einen Ackerbauer oder Hirten vertrieben. Niemand habe ich von einem Ausseher mit nur fünf Mann Arbeitsleistungen zu meinen Gunsten verlangt. Niemand war in meinem Lande Noth; niemals hat unter meiner Regierung jemand Hunger gelitten, selbst nicht zu den Zeiten der Theuerung. Denn ich pflügte alles Land; ich gab allen Bewohnern zu leben, so daß es keine Menschen gab, die da hungerten!“ —

So die Könige und Feudalherren in ihren Selbstbiographien. Ohne Zweifel sind diese ein Wunder von Unverfrorenheit und löstlicher Naivität. Schade nur, daß die kritische Nachwelt an so viel Selbstverleugnung nicht glauben mag. Wenn sie das Gegentheil von dem annimmt, was uns jene Könige und Königsvasallen von sich selbst berichten, dürfte sie der Wahrheit am nächsten kommen. —

H. T.

## Verwendung des Diamants in der Technik.

Ueber Eigenschaften, Vorkommen und Verwendung des Diamants hielt vor einiger Zeit Professor Scheibe im Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes einen Vortrag, dem wir folgende Angaben über die industrielle Nuhbarmachung des Edelsteins entnehmen.

Schon lange geübt ist der Gebrauch des Diamants zum Schneiden von Glas. Die Schneide desselben soll hierbei aus einer leiblich scharfen, natürlichen Kante bestehen, welche von gekrümmten Flächen gebildet ist. Nur dann entsteht bei richtiger Führung ein feiner Sprung im Glas, an dem dasselbe gebrochen werden kann. Unter anderen Verhältnissen entsteht nur ein oberflächlicher Riß, kein Sprung; der Diamant schneidet nicht, er kratzt nur. Spitze Diamantsplitter werden zum Schreiben, Zeichnen, Graviren, Lithographiren auf harten Gegenständen, rotirende Spitzen oder mit Diamantpulver bestrichene Nöddchen oder Spitzen zum Graviren und Bohren, sowie beim Ausschneiden von Gemmen und Rameen benutzt. Jedenfalls ist der Diamant auch schon im Alterthum zum Durchbohren und Bearbeiten anderer harter Edelsteine gebraucht worden. In Pulverform dient der Diamant zum Schleifen anderer Edelsteine und besonders des Diamants selbst.

Umfangreich ist die Verwendung des Diamanten beim Herstellen der Furchen auf den Reibflächen der Mühlsteine. Hervorzubeden ist weiter, daß jetzt der Diamant eine wichtige Rolle bei Verarbeitung von Gesteinsblöcken zu Säulen, runden Schalen und dergleichen spielt. Zur Herstellung von Säulen werden die Blöcke in eine Art Drehbank gespannt und in Umdrehung versetzt. Ein an seiner Schneide mit Diamanten besetzter meißelartiger, eiserner Arm, welcher am Angriffspunkt dauernd mit Wasser benetzt wird, schält dann die Säulen gleichsam heraus oder schneidet tiefe Rinnen ein, welche die weitere Arbeit erleichtern. Durch geeignete Aneinanderfügung mehrerer eiserner Platten, wobei deren mit Diamant besetzte Kanten in verschiedener Höhe liegen und im Querschnitt ein bestimmtes Profil bilden, werden Körper (Sektorenhobel) erhalten, mit denen Gesteinssäulen, z. B. von Sandstein, wie mit einem Hobel mit zierlichen Profilen leicht und sicher versehen werden können. Ähnlich wie bei den Gesteinsäulen wird der Diamant in der Metallindustrie, z. B. beim Abdrehen von Kanonenbohren, Herstellung seiner Zapfen aus hartem Stahl zc. benutzt.

Verbreitet ist ferner die Verwendung von Diamant beim Zerschneiden harter Gegenstände, besonders solcher aus Stein. Bei großen Blöcken braucht man hierzu Gatterfägen, deren etwa 1/2 Zentimeter starke, bis mehrere Meter lange eiserne Sägeblätter mit Diamanten besetzt sind. Bei kleinen Stücken verwendet man runde eiserne Schneideplatten mit Diamanten. Ist das Material von seiner Beschaffenheit und werthvoll, so wendet man dünne kreisrunde Platten von weichem Eisen oder Kupfer an, welche am Rande mit Diamantpulver imprägnirt werden. Die schnell rotirenden Scheiben werden durch Wasser oder Petroleum gekühlt. Fingerdicke Kieselsteine durchschneidet man damit in ein bis zwei Minuten.

Während zu den erwähnten Verrichtungen gewöhnlicher Diamant, sogenannter Bort, Verwendung findet, ist der schwarze, derbe Diamant, der Carbonado, in der Tiefbohrtechnik ein geschätztes Hilfsmittel geworden und dient zur Befestigung der Bohrkronen. Die tiefen Bohrlöcher, welche besonders in den letzten Jahren zur Erforschung der Salz- und Kohlenlager niedergebracht worden sind, und bei denen in Oberschlesien eine Tiefe von 2000 Meter überschritten worden ist, sind mit Diamant gebohrt worden. Ein solcher Diamantbohrer besteht, kurz gesagt, aus einer eisernen Röhre, an deren Ende die Bohrkrone aufgeschraubt ist. Letztere ist ein Röhrenstück mit verdichtetem Ende, auf dem in spiralförmiger Anordnung, um die ganze Fläche zu beherrschen, schwarze Diamanten eingelassen sind. Die Weite der Röhre schwankt nach Bedürfnis. Die Krone bohrt sich in das Gestein ein, wenn sie unter Druck in rotirende Bewegung gesetzt wird, und schneidet einen säulenförmigen Körper, einen Bohrkern, heraus, der nach dem Emporholen der Untersuchung gut zugänglich ist. Da aber Carbonado je nach Bedarf und Vorkommen im Preis recht hoch steigen kann, bis an 900 M. das Gramm, so ist auch die Verwendung gewöhnlichen Diamants versucht worden. Besonders kantige Steine mit gewölbten Flächen und ohne Sprünge eignen sich dazu. Schwarze, graue Kap-Diamanten (smoky stones) sind zu vermeiden, da sie leicht zerpringen. Am besten sind Flußsteine, die schon in der Natur auf Festigkeit geprüft worden sind. Zummerlin vermögen sie, weil sie deutliche Spaltbarkeit besitzen, die zähen Carbonado nicht völlig zu ersetzen. —

(Technische Rundschau)

### Kleines Feuilleton.

— Sieh, es sind Schmerzen, an denen wir leiden! Ueber modernes Briefpapier schreibt man dem „Hamb. Corr.“: „Die buntpfarbigen Briefbogen und Koverts von schmalem, länglichem Format, die so lange Zeit die Herrschaft behauptet haben, sind jetzt vollkommen aus der Mode. Keiner tonangebenden Modedame wird es mehr einfallen, jene grellgefärbten, stark parfümirten Blätter zu gebrauchen oder gar dunkelgrüne und scharlachrothe Billetdoux zu verschicken, ohne die sie früher gar nicht existiren zu können glaubte. Sehr starkes, geripptes Papier von blendendem Weiß, zartem Crème oder ganz mattem Opalblau ist jetzt an die Stelle der aufdringlichen Farbenmühen getreten. Briefbogen und Koverts haben eine verhältnißmäßig große Form angenommen, da es ebenfalls heute zum guten Ton gehört, sehr große Buchstaben zu machen, so daß oft kaum drei Worte auf eine Zeile gehen. Jeder Bogen ist in der oberen linken Ecke mit Monogramm, Wappen, Krone oder einem kleinen Motto versehen, doch darf dies nur in Weiß mit äußerst wenig Vergoldung ausgeführt sein. Ein sehr hübscher Effekt läßt sich erzielen, wenn die verschiedenen Embleme von einer leichten, rauchfarbenen Wolke umhüllt erscheinen, die allmählig blässer wird und sich zuletzt ganz verliert. Wer besonders chic sein will, siegelt seine Briefe wieder, und zwar mit rosenfarbenem Siegellack, auf den das gleiche Wappen, Monogramm zc. gedrückt sein muß, das den Bogen ziert. Die Koverts können aber auch mit demselben Motto oder den verschlungenen Initialen ausgestattet werden. Ein starkes Parfümiren des Papiers ist nicht fein; nur ein zarter Rosen- oder Veilchenduft darf dem Leser aus dem geöffneten Briefe entgegenwehen, ohne Anstoß zu erregen. —

— **Pumpnickel.** Die Benennung des erben und kräftigen Nationalbrotes der Westfalen, des Pumpnickels hat viele Deutungen gefunden. Bekannt ist die Anekdote, nach der ein französischer Reiter das ihm nicht zusagende Brot seinem Pferde (Nickel) hinwarf mit den verächtlichen Worten: C'est bon pour Nickel. Eine andere Erklärung kommt aus Osnabrück. Bei einer Hungersnoth im Jahre 1450 ließ der Magistrat aus Gemeindelosten für die Armen der Stadt Brot backen, das er bonum paniculum (gutes Brötchen) nannte. Der Backofen befand sich in einem vor der Stadt an der sogenannten Jafermühle stehenden Thurm, der heute noch Vernickelsturm heißen soll. Wahrscheinlicher klingt die Erklärung, die Andrefsen (Deutsche Volks-Etymologie) und Lexer im Grimm'schen Wörterbuche für den Namen des beliebten Schwarzbrotes geben. Danach ist das Wort zusammengesetzt aus pumpern, dumpf lönen (bombare), poltern, und Nickel (aus Nikolaus) und bezeichnete ursprünglich einen groben, plumpen Kerl. Der Name ging dann von der Person auf die Sache über. In Tirol wird das Soldatenbrot Kommissnigl (Kommissnidel) genannt. —

c. e. Eine Stadt aus Zint. Reisende, die sich von Europa längs der Ostküste Afrikas nach dem Transvaal begeben, müssen in zahlreiche Höfen einlaufen, die nichts Anziehendes bieten, nichts, was dem Beobachter interessanten Stoff zum Nachdenken lieferte;

wenn sie aber den Muth haben, in Beira Halt zu machen, können sie ein wahrhaft stauenerregendes „Schauspiel“ sehen: eine ganze Stadt aus Zint. Die Privathäuser und ihre Nebengebäude, die öffentlichen Gebäude, der „Palast“ des Gouverneurs, die Kasernen, die Magazine, die Hotels, die Bars, die Musikhallen — alles ist aus Zint. Das Spekulationsfieber war in Beira so stark, das Bedürfnis, den zahlreichen Einwanderern billige Wohnungen zu verschaffen, so gebieterisch, daß man in sechs Monaten die ganze Stadt gewissermaßen aus dem Boden stampfte; man durfte nicht daran denken, so zu bauen wie anderswo. Tausende von galvanisirten Eisenblechplatten und Rollen wurden aus England, Frankreich und Amerika herbeigeschafft, und die chinesischen Zimmerleute stellten hölzerne Einfassungen auf, die rasch mit Zint- und Wellblechplatten bedeckt und später noch mit einer Schicht Farbe bekleidet wurden. Der Effekt, den diese Zintstadt hervorbringt, läßt sich schwer beschreiben; der häßliche Eindruck, den man empfängt, wird noch verstärkt, wenn man bedenkt, daß in einem so heißen Klima menschliche Wesen in solchen Wohnungen hausen müssen. Um den Triumph des Metalls vollständig zu machen, durchzieht eine Eisenbahn mit kleinen Eisenblechwagen die Stadt nach allen Richtungen hin; das Zint herrscht hier so unumschränkt, daß es nicht nur zum Bekleiden der Mauern und zum Decken der Dächer dient, sondern auch als Tragbahre benutzt wird. Wenn ein Eingeborener erkrankt, bringt man ihn auf einer Zintplatte ins Hospital, wenn er stirbt, wird er auf Zint auf den Friedhof geschleppt. —

### Kunst.

— In dem Preisausschreiben wegen eines Plakats für die Deutsche Kunstausstellung zu Dresden 1899 ist der Termin bis zum 15. April verlängert worden. Die Preise betragen 800 und 300 M. Die Entwürfe dürfen nicht unter 60 Zentimeter und nicht über 1 Meter groß und sollen für die Ausführung fertig sein. Einschließlich der Umrißplatte sollen bei der Bervielfältigung nicht mehr als fünf Platten gebraucht werden. —

### Medizinisches.

t. Die Abnahme der Pockenkrankheit. Aus Veranlassung der Jenner-Feier hatte die Britische medizinische Vereinigung eine Kommission eingesetzt, um festzustellen, in wie weit die Erkrankungen und die Sterblichkeit an den Pocken seit der Einführung der Schutzimpfung abgenommen haben. So viel auch über diesen Gegenstand schon veröffentlicht worden ist, ist doch der soeben erschienene Bericht dieser Kommission eine Urkunde von bedeutendem Werthe für die Geschichte der Heilkunde. In früheren Jahrhunderten gehörten die Pocken zu den allergefährlichsten und gefährlichsten Krankheiten. Bernoulli, einer der berühmtesten Mathematiker dieses Namens, berechnete, daß im vorigen Jahrhundert in je 25 Jahren nicht weniger als 15 Millionen Menschen an den Pocken starben. Süssmilch, ein hervorragender Statistiker zur Zeit Friedrich I. von Preußen, schätzte, daß nahezu jeder Mensch einmal von den Pocken befallen würde und daß der zwölfte Theil aller Menschen daran stirbe. In den Jahren 1660—79 waren von 80 000 Todesfällen 4170 solche an Pocken, also mehr als der zwanzigste Theil. In Glasgow, einer schon damals großen und übrigens sehr ungesunden Stadt, starben in den Jahren 1783—1800 im ganzen 31 088 Menschen, darunter 5559 an den Pocken, also gar fast der sechste Theil, und in der englischen Stadt Chester, die damals von einer Autorität als eine Stadt von fast „unvergleichlich gesunden Verhältnissen“ bezeichnet wurde, lebten 1775 nur 1060 Personen, d. h. 1 von 14, die nicht die Blattern gehabt hatten. Die Kindersterblichkeit war ganz besonders bedeutend, so starben in einer anderen englischen Stadt von 4—5000 Einwohnern von je 1000 Lebend geborenen Kindern 161 an Pocken. Daß die Sterblichkeit an dieser Krankheit heute in den zivilisirten Ländern eine unvergleichlich geringere ist gegenüber diesen furchtbaren Zahlen, weiß beinahe jedermann. Die englische Kommission schießt ihren Bericht mit einer Zusammenstellung der Ergebnisse ihrer Erhebungen, die sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen lassen: Die Sterblichkeit an den Pocken ist jetzt viel geringer als in der Zeit vor der Einführung der Schutzimpfung. Am stärksten hat die Sterblichkeit an den Pocken in den frühesten Lebensaltern abgenommen, in denen die meisten Impfungen stattfinden. In Gegenden, wo entsprechend der Bevölkerungszahl viel geimpft und wieder geimpft wird, herrschen die Pocken wenig, ebenso in denjenigen Klassen, die sich besonders der Impfung unterwerfen. An Plätzen, wo die Krankheit vorherrscht, befallt dieselbe die ungeimpften weit stärker als die Geimpften, letztere besonders wenig, wenn sie verhältnißmäßig kurz zuvor geimpft wurden. Die Sterblichkeit unter den an Pocken erkrankten Personen ist in jedem Lebensalter viel bedeutender unter den Ungeimpften als unter den Geimpften. Es kann nicht behauptet werden, daß die Pocken unabhängig von der Einführung der Impfung jetzt milder auftreten als in früheren Jahrhunderten, auch die allgemein verbesserte Gesundheitspflege kann die Abnahme der Pocken nicht erklären. Die Isolirung von Pockenkranken ist vortheilhaft, kann aber die Impfung nicht ersetzen. Die Impfung selbst ist gänzlich unschädlich. —

### Aus dem Thierleben.

ie. Aus dem Leben der Klapperschlangen theilt Percy Selous im Bulletin der Französischen Zoologischen Gesellschaft einige neue Beobachtungen mit. Der genannte Zoologe hatte zwei

Klapperschlangen in seinem Besitze, die zunächst außer Mäusen keine Nahrung annehmen wollten, mit der Zeit bequemten sie sich aber auch zu ihren höheren Gewohnheiten juridisch und fraßen Vögel mit großer Gier. Nentlich brachte Selous einen Sperling in den Käfig der Schlangen, welche sich beide im gleichen Augenblicke auf den Vogel stürzten, der zwar diesmal noch sein Leben durch eiligste Flucht retten konnte. Dafür waren die beiden Schlangen in ihrer allzu grohen Hast selbst an einander gerathen, die größere von ihnen war der anderen mit dem Gebiß in den Hals gefahren und hatte sich dort so verhalten, daß ihre Trennung große Mühe kostete. Der Kopf der gebissenen Schlange schwellte schnell an, so daß Selous befürchtete, sie würde eingehen, die Anschwellung verschwand jedoch nach einiger Zeit und das Thier fand bereits wieder Geschmack an einer ihm vorgeworfenen Maus. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß den Schlangen ihr eigenes Gift nicht schadet, während ein gebissener Mensch nach einem vielfach erprobten Rezept Brauntwein mit Pfeffer literweise hinunterschlucken muß, um sich vor den tödlichen Folgen des Bisses zu sichern. Merkwürdig ist ferner die Beobachtung, daß die Klapperschlangen zuweilen ein Knäuel von Haaren und Federn auswürgen, wie es die Gules und andere Raubvögel thun, sie entledigen sich auf diese Weise der gänzlich unverständlichen Bestandtheile der verzehrten Thiere. Einmal wurde der glückliche Besitzer der beiden Klapperschlangen auch selbst von einer derselben gebissen. Er hatte seit langem die Gewohnheit, diese Schlangen beinahe täglich in die Hand zu nehmen, wenn er sie in ihrem Käfig aufsuchte, nun hatte er sie wohl ohne Absicht etwas geklemmt, worauf sie sofort mit ihren Zähnen antwortete. Der Gebissene öffnete die Wunde sofort mit dem Taschenmesser und sog sie kräftig aus, bis nach seiner Meinung kein Gift mehr darin sein konnte. Dann wusch er sie mit übermanganfaurem Kali und legte sich schlafen, ohne noch den anempfohlenen Alkohol einzunehmen, da er die Vorstellung hatte, vollkommen außer Gefahr zu sein. Am nächsten Tage fühlte er sich sehr schwach, und am Tage darauf noch schlimmer. Der herbeigerufene Arzt verordnete Strichnupillen, worauf sich das Befinden besserte. Noch nach Monaten aber fühlte der Verletzte die Folgen des Bisses, und der Arzt behauptete, daß er sie auch noch lange spüren würde. —

**Meteorologisches.**

— Gelber Schnee im Engadin. Man schreibt der *Frankf. Ztg.* aus Bern: Am 7. März ist im Engadin gelber Schnee gefallen. Der Schnee wurde einer sachmännischen Untersuchung unterworfen. Dieß man eine Portion davon in einem Gefäß schmelzen, so setzte sich ein hellbraun gefärbter Saß ab, während auf der Oberfläche der Flüssigkeit einige feine braune Flocklein schwammen. Letztere erwiesen sich unter dem Mikroskop als weißlich bis gelblich gefärbte strukturlöse, reichlich mit kleinsten Mineralsplitterchen durchsetzte Massen. Einige davon wurden durch Chlorzinklösung blau gefärbt, bestanden also aus Pflanzenzellstoff, andere zeigten diese Reaktion nicht, verbrannten aber beim Glühen über einer Flamme, waren also ebenfalls organischer Natur. Der braune Bodensaß bestand größtentheils aus einem äußerst feinen braunen Sand oder Staub. Der Durchmesser der Körnchen betrug 1—12 tausendstel Millimeter. Der Sand zeigte sich bei der Untersuchung stark eisenhaltig. Woher stammt der Sand? Die meisten meteorologischen Stationen der Schweiz gaben zu der Zeit, da der gelbe Schnee fiel, nördliche, nordöstliche und östliche Windrichtung an. Danach könnte man an Norddeutschland, Rußland oder Ungarn denken. Nach Annahme der *Engadiner Post* kommt der gelbe Schnee jedenfalls aus einer schneefreien, trockenen Gegend, wo die Erdkrume des reichen Eisengehalts wegen braun gefärbt ist und wo Getreide gebaut wird, was aus der ziemlich starken Beimengung von Stärkekörnern hervorgeht. —

**Technisches.**

— Zur Herstellung weißen Weines aus rothen Trauben wird von B. Martinaud ein Verfahren angegeben, das auf der Durchlüftung des Mostes beruht. Martinaud hatte nämlich gefunden, daß der Sauerstoff den aus den meisten rothen Trauben ausgepreßten Most entfärbt, während behauptet worden ist, daß die Farbe des Mostes und des Weines durch die Luft lebhafter und stärker werde. Sein neues Verfahren zur Bereitung von Weißwein aus rothen Trauben besteht nun in folgendem: 1. Gewinnung der größtmöglichen Menge von Most aus den Trauben. 2. Gährenlassen des Mostes und Unterbrechung der Gährung, was durch Abkühlen geschehen kann. 3. Durchlüftung des Mostes bis zur Entfärbung. 4. Trennung des Mostes von den festen Theilen durch Abheben oder Filtriren. 5. Erneutes Gährenlassen des Mostes. Dies Verfahren ist zur Bereitung von Weißwein aus allen Traubenarten, deren Most durch Luft entfärbt wird, geeignet. Wenn der in der ersten Gährung befindliche Most bereits zu viel Alkohol enthält, so entfärbt er sich nicht mehr durch die Durchlüftung; der entfärbte Most andererseits färbt sich bei der zweiten Gährung von neuem, wenn man ihn nicht von den festen Bestandtheilen trennt. —

(„Tägl. Rundsch.“)

— Kabelverbindung mit Island. Aus Kopenhagen wird geschrieben: Die vor kurzem hier begründete „Nordische Kabel-Kompagnie“ hat die Verhandlungen bezüglich Herstellung einer Telegraphenverbindung mit Island und den Fördre-Inseln mit der

dänischen Regierung zum Abschluß gebracht, so daß die Legung des Kabels noch in diesem Sommer erfolgen wird. Die britische Regierung zahlt der Gesellschaft jährlich 5000 Pfund Sterling, wofür das Meteorologische Amt in London tägliche Wetterberichte von den nordischen Inseln erhält. Die dänische Regierung hat die gleich hohe Summe für amtliche Telegramme gewährleistet. Für die Wetterkunde, die transatlantische Schifffahrt und die nordische Hochseefischerei wird diese Kabellegung von sehr hohem Werthe sein. —

**Humoristisches.**

— Pietätvoll. Zahnarzt: Soll ich Ihnen den Zahn vermittelst Lachgas ziehen? — Dame (in Trauer): „Mit Lachgas — ach nein, das paßt sich wohl nicht, — ich habe ja Trauer.“ —

— Beglückter Ort. Landesherr: Lieber Bürgermeister, ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ich mit meinem Bade-Aufenthalt recht zufrieden bin. Ich habe bis jetzt 20 Pfund verloren.“ — Bürgermeister: „Durchlaucht! Welcher Gewinn für uns!“ —

— Resignirt. „Hörst Du, Viktor, ich habe heute Malheur gehabt; eine Spiegelscheibe hab' ich eingedrückt.“ — „Oh!“ — „Ja, und in Deinem Winterrock sind die Motten!“ — „So!“ — „Und in meinem Winterkleid sind sie auch!“ — „U.“ — „Ja, und die Gans ist zäh wie Sohlenleder!“ — — — Er (jüngend): „Hab ich nur Deine Liebe...!“ — („Ust. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Der Schriftsteller Hans Wachenhusen ist am Mittwoch in Marburg gestorben. —

— Nach Cuxhaven werden dieses Jahr Sprotten aus Schweden importirt. —

— Am 26. April soll die Handels-Hochschule in Leipzig eröffnet werden. Es liegen bereits 200 vorläufige Meldungen vor. —

— In Buer drangen drei junge Burschen in der Montagsnacht, als sie betrunken heimkehrten, bei dem Vater des einen in die Wohnung und bedrohten ihn. In seiner Angst ergriff dieser ein scharfes Brotmesser und tödtete seinen Sohn und einen seiner Genossen. —

— In Mainz wurde am Dienstag ein 60 jähriger Polomotivführer vom Baseler Schnellzug erfaßt und auf der Stelle getödtet. —

— In Siena wollten sich drei Leute zur Erinnerung an den Faschingszug als Jäger- und Bärengruppe photographiren lassen. Während die Aufnahme gemacht wurde, ging das scharfgeladene Gewehr des Schützen los und der „Bär“ stürzte todt zusammen. —

— In Bács-Madaras (Ungarn) erhängte sich ein Bauer, der in ewigem Unfrieden mit seiner Frau lebte. Ehe er zur That schritt, raffte er alle ihre Kleider zusammen und warf sie ins Feuer. —

— Von einem wüthenden Wolf wurden in Cokeschina (Süd-Ungarn) sieben Bauern und ein Mädchen gebissen. —

— Kapitalistische Wohlthäter. Für eine erblindete Pariser Schauspielerin veranstaltet Madame Néjane, unterstützt vom „Figaro“, eine Wohlthätigkeits-Vorstellung. Eine Loge für diese kostet 1000 Franks, ein Parkettplatz 100 Franks, „ohne daß indessen der Wohlthätigkeit Grenzen gesetzt werden.“ Die Namen der Wohlthäter werden täglich im „Figaro“ veröffentlicht. Nur eine Probe von dieser Marktchreierei: „Vorgestern“, so schreibt der „Figaro“, „hat eine große Dame, deren unerlöschliche Wohlthätigkeit die Heimlichkeit liebt, deren Namen wir aber gleichwohl dankend veröffentlichen wollen, die Baronin Nathanael v. Rothschild, ihren Sekretär, den Vermittler ihrer guten Werke, zu Fräulein Alice Lavigne geschickt, um ihr für den Fall dringender Bedürfnisse 1000 Franks zu überreichen.“ —

— Die Untersuchung gegen den Massenmörder Bacher in Lyon ist jetzt geschlossen. Sie erstreckte sich auf 98 Mordthaten oder Mordversuche. 12 dieser Verbrechen hat Bacher eingestanden. Die Staatsanwaltschaft beschuldigt ihn aber außerdem, 1894 ein neunjähriges Kind, 1895 einen Knaben und vier Frauen, 1896 einen Knaben, einen Mann und zwei junge Mädchen, 1897 drei junge Mädchen und drei alte Frauen ums Leben gebracht zu haben. —

— In Bologna erregt allabendlich eine elfjährige Schauspielerin in zwei kleinen für sie geschriebenen Stücken durch ihre verblüffende Sicherheit und durch die Natürlichkeit ihres Spielens großes Aufsehen. —

— Der Postdampfer „Ville de Rome“ ist am Dienstag früh bei Rebel am Kap Negro an der Insel Minorca gescheitert. Die 117 Passagiere, die Mannschaft und die Post sind gerettet. —

— Nach einer in San Franzisko eingetroffenen Nachricht ist die Bark „Helen B. Almy“ mit 13 Matrosen und 27 nach Klondyke bestimmten Passagieren bei der Punta Bonita gelentert. Niemand soll gerettet worden sein. —